

Zu diesem Heft

Benno Wagner

Einen Anfang zu finden – dieses existentielle Problem des einsamen Schriftstellers verwandelt sich für den öffentlichen Redner in sein Gegenteil. So bemerkte der amerikanische Pastor und Bürgerrechtler Martin Luther King Jr. einmal in einem Gespräch über das Handwerk des Predigers: „Der schwierigste Teil ist zu wissen wo man *aufhören* soll. Es ist furchtbar, dort oben zu kreisen ohne einen Platz zum Landen“ (Wittenstein 2019: 5). Diese Herausforderung, abgehoben-zerstreute Gedanken auf den Punkt zu bringen, sie durch eine gelungene *conclusio* in der Lebenswirklichkeit der Zuhörer, in der politischen Praxis ankommen zu lassen – man denke nur an Baudelaires *Albatros*, um die Tragweite des Problems zu begreifen – erlaubt es, die Beziehung zwischen rhetorischer Zeichenproduktion und Diaspora nicht nur als metaphorische, sondern sogar als metonymische zu verstehen: Unterschiedliche Schicksale der Verstreuung zeitigen unterschiedliche Arten der Landung – vom Schiffbruch über die Irrfahrt und die Flucht zur planmäßigen Ankunft an einem Zielort –, und diese unterschiedlichen Arten der Landung produzieren ihrerseits unterschiedliche Narrative, unterschiedliche Strategien der Zeichenproduktion, die das Leben nach der Landung organisieren, erträglich gestalten, orientieren. Die Reden des Bürgerrechtlers Martin Luther King veranschaulichen zudem, dass der spezifische Zusammenhang zwischen Landung und Zeichenproduktion eine starke diachronische Dimension besitzt, dass er die Geschichte einer ursprünglichen Verstreuung lange überdauern kann. Noch ein halbes Jahrhundert nachdem Kings rhetorischer Kampf für die Gleichberechtigung schwarzer US-Bürger durch die Kugel eines weißen Rassisten beendet wurde, twittert ein notorisch korrupter und tödlich inkompetenter amerikanischer Präsident, dessen deutscher Großvater sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts als Bordellbetreiber in den USA etabliert hatte, über eine schwarze Kongressabgeordnete, die im Alter von sechs Jahren als Kind einer Familie von Karriereoffizieren und Lehrern aus Somalia in die USA gekommen war, und drei politisch gleichgesinnte, als *people of color* in den USA geborene Kongresskolleginnen:

„Es ist so interessant zu sehen, wie ‚progressive‘ Kongressfrauen, die ursprünglich aus Ländern gekommen sind, deren Regierungen eine komplette und totale Katastrophe sind, die schlechtesten, korruptesten und unfähigsten in der ganzen Welt [...], jetzt laut und böse den Menschen in den USA, der großartigsten und mächtigsten Nation auf Erden, erklären wollen, wie unsere Regierung geführt werden sollte. Warum gehen sie nicht zurück und helfen dabei, diese kaputten und von Kriminalität befallenen Orte zu reparieren, von denen sie gekommen sind?“ (Rogers und Fandos 2019).

In diesem Diskurs werden Kriterien wie Geburtsland, Staatsbürgerschaft und politisches Amt offenbar überschrieben vom spezifischen Schicksal der Landung, einer Landung, die x Generationen weit zurückliegen mag. Mitbürger, deren Hautfarbe sie in die Genealogie kolonialistischer Gewalt einreicht, können offenbar jederzeit unter die Logik einer negativen, ihnen von außen zugeschriebenen Diaspora-Situation subsumiert werden. Die Landung ihrer Eltern, ihrer Großeltern, ihrer Urahnen war derart prekär, dass sie von den ordnungsgemäß Gelandeten jederzeit zur Rückkehr aufgefordert werden können. Diese Prekarität der Landung – der Zustand, gelandet, aber nicht angekommen zu sein – bezeichnet nun exakt den (wunden) Punkt, an dem Martin Luther King, in einem Akt vermutlich inszenierter Spontaneität, seine berühmte Washingtoner Rede landen wird:

Deswegen sage ich Ihnen, meine Freunde, dass ich immer noch einen Traum habe, obwohl wir den Schwierigkeiten von heute und morgen entgegensehen. [...] Ich habe einen Traum, dass eines Tages die Söhne von früheren Sklaven und die Söhne von früheren Sklavenbesitzern auf den roten Hügeln von Georgia sich gemeinsam am Tisch der Brüderlichkeit niedersetzen können. [...] Ich habe einen Traum, dass meine vier kleinen Kinder eines Tages in einer Nation leben werden, in der sie nicht wegen der Farbe ihrer Haut, sondern nach dem Wesen ihres Charakters beurteilt werden (Broderson 2009: 187).

Kings Rede landet genau an dem Punkt, an dem die seit Jahrhunderten ausstehende Vollendung der Landung der in Amerika versklavten Menschen aus Afrika vom individuellen Traum zur öffentlichen, massenmedial übertragenen Rede prozessiert und somit in politische Energie transformiert wird.

Heute, fünfzig Jahre danach, finden wir das Verhältnis von Landung, Traum von der Ankunft und öffentlichem Appell dramatisch zugespitzt. Während die Black Lives Matter Bewegung Millionen von Menschen zu Protesten gegen die tödliche Polizeigewalt gegen schwarze Amerikaner auf die Straßen bringt, erklärt die republikanische Regierung sie zum inneren Feind, zur Bedrohung des American way of life. Doch selbst diese quantitative Explosion der negativen Diaspora, nach der dann das amerikanische homeland und seine Sicherung einer weißen, christlichen und konservativen Minorität vorbehalten sein wird, verschwindet gegenüber einer Zeitdiagnose, die nach den planetarischen Lebensbedingungen und -aussichten der

menschlichen Gattung fragt. In seinem *Terrestrischen Manifest* beschreibt Bruno Latour eine planetarische Situation, in der die Erfahrung der Diaspora radikalisiert und im gleichen Zuge ihre semiotische Ausstattung, ihr Narrativ bzw. ihr Traum, unerbittlich dissimuliert wird. Da die sich anbahnende globale Klimakrise nicht nur eine wachsende Zahl von Fliehenden, sondern früher oder später auch die Bewohner der wohlhabenden Gastländer ihres sicheren Heimatlandes berauben wird, ist „die Migrationskrise [...] zu einer allgemeinen geworden.“ Wenn aber die Unterscheidung zwischen Einwanderern und Alteingesessenen kollabiert, dann verlieren auch die Narrative vergangener und zukünftiger Landungen ihren hierarchisierenden bzw. orientierenden Stellenwert; der Akt der Landung und die Zeichenproduktion erscheinen unversehens auf zwei Seiten einer schicksalhaften Wahl: „Sollen wir weiter eskapistischen Träumen nachhängen oder uns nicht doch aufmachen und ein für uns und unsere Kinder bewohnbares Territorium suchen? Entweder wir leugnen das Problem oder wir versuchen zu landen“ (Latour 2018: 14).

Die hier versammelten Beiträge zum Thema Semiotik der Diaspora erlauben es uns, das komplexe Verhältnis von Landung und Zeichenproduktion aus verschiedenen Perspektiven und in unterschiedlichen Kontexten in den Blick zu nehmen. Der Aufsatz von Feng Yalin¹ über Zhou Zhongzhengs autobiografischen Roman *Kleine Sampan* beleuchtet eine Periode chinesischer Migration nach Deutschland, in der sich eine Diaspora im Sinne einer gegenüber der Gastgeber-Gesellschaft abgegrenzten Gemeinschaft noch nicht herausgebildet hat. Gerade die Fokussierung auf ein individuelles Schicksal erlaubt es hier, den Zusammenhang zwischen Landung und Semiose schärfer in den Blick zu nehmen. Im Falle von Zhou Zhongzheng haben wir es mit einer ganzen Serie von Aufbrüchen und Landungen zu tun. Bereits die erste Emigration – aus der in konfuzianischer Tradition lebenden Tianjiner Familie, die der jungen Protagonistin zugleich Heim und Gefängnis ist, in die nicht weit entfernte Landeshauptstadt Peking – lässt sich, zumindest spekulativ, mit einem kulturellen Ereignis im China der 4.-Mai-Bewegung in Verbindung bringen, nämlich einer Welle von ‚kleinen Fluchten‘ aus der Familie, die eine Aufführung von Ibsens *Ein Puppenheim* in der adoleszenten Generation damals ausgelöst hatte. Umgekehrt ermöglicht Zhou's Landung in Peking dann die medienöffentliche Verhandlung des Generationenkonflikts, der die Grundenergie für die erwähnte Fluchtwelle bereitstellt: Zhou teilt den Eltern über eine Zeitung (*Die neue Volksmeinung*) die Bedingungen für ihre Rückkehr mit, und diese akzeptieren das Angebot über den gleichen Kanal. Der zweite Zyklus von Aufbruch, Landung und Rückkehr folgt dann einem, wenn auch vergleichsweise losen, akademischen Skript. Zum lebenspraktischen Spektrum des 4. Mai gehörte auch die „Bewegung des durch eine Arbeit finanzierten Auslandsstudiums“, die zumindest den Rahmen für Zhou's Entscheidung geliefert haben dürfte, 1926 zum Studium der Politikwissenschaft nach Paris überzusiedeln, von dem sie zehn Jahre später als promovierte Staatswissenschaftlerin nach China zurückkehrte. Nach dem bald darauffolgenden dritten Aufbruch, der

Rückkehr nach Paris, lernt Zhou den deutschen Diplomaten und Sinologen Baron Georg von Köppen kennen, den sie im Frühjahr 1940 in den Niederlanden heiratet. Nach dem Einmarsch der Nazis übersiedeln die beiden nach Berlin, wo sie den Krieg in einer Souterrain-Wohnung überleben. In der nun folgenden Periode des Kalten Krieges wird die turbulente Folge von Aufbrüchen und Landungen gleichsam eingefroren, und zwar zusammen mit der Aussicht, in die Heimat China zurückkehren zu können. Fengs Beitrag rekonstruiert Zhous autobiografischen Roman vor diesem Hintergrund als einen Kampf um Identität, der vor allem auf dem Terrain der Sprache geführt wird: In ihrer zweiten Fremdsprache verarbeitet sie den subjektiven Verlust der Heimat, bewahrt sie die Erinnerung an die dortigen Sitten und Gebräuche und reflektiert sie nicht zuletzt die besonderen Qualitäten ihrer chinesischen Muttersprache. Feng führt vor, wie der Transfer der spezifischen Bildhaftigkeit des Chinesischen in die deutsche Sprache die literarische Qualität des Romans prägt, während der Roman selbst, mehr als ein Jahrzehnt nach dem Ende der Weltkriegsperiode, die Landung der Autorin-Protagonistin in Europa vollendet.

Der Beitrag von Su Ping richtet den Blick auf eine Serie kollektiver Landungen, nämlich auf die chinesische Diaspora-Gemeinschaft der Karibik, die sich seit der Mitte des 19. Jahrhunderts in zwei Wellen herausgebildet hat: Die Ansiedlung von rund 125.000 chinesischen Arbeitskräften, darunter viele Zwangsarbeiter, zwischen 1840 und 1880 in Kuba, Britisch-Guayana, Trinidad und Jamaika, kann als Reaktion auf den seit der Haitianischen Revolution aufgebrochenen Konflikt zwischen afrikanischen Sklaven und europäischen Plantagenbesitzern betrachtet werden: Letztere waren darauf bedacht, durch die Ansiedlung von Chinesen eine ‚Puffer‘-Klasse zwischen Schwarzen und Weißen entstehen zu lassen. Nachdem diese Gruppe gegen Ende des Jahrhunderts allmählich die Feldarbeit gegen den Klein- und Großhandel eingetauscht hatte, folgte eine zweite Welle von diesmal freiwilligen chinesischen Immigranten, die sich von Beginn an erfolgreich als Händler etablierten und bis 1940 den Einzelhandelssektor nahezu monopolisiert hatten. Gerade diese sozioökonomische Zwischenposition mag dafür verantwortlich sein, dass die chinesische Diaspora lange Zeit in die karibische Geschichtsschreibung und Literatur trotz deren Betonung der kulturellen Diversität und Hybridität kaum Eingang gefunden hat. Indem die erste Landung durch die zweite, indem mithin die Anfänge der chinesischen Diaspora in der Plantagenarbeit durch die stereotypische Darstellung einer weder zu den Herrschern noch zu den Beherrschten zählenden Außenseitergruppe überschrieben wurden, wurden der hybride Charakter dieser Gruppe und ihre Mitleidenschaft als Opfer kolonialer Gewalt aus der offiziellen Geschichtsschreibung ausgeschlossen. Gegen eine solche Selbstbeschreibung lässt sich freilich ein Merkmal der karibischen Kultur anführen, das Hanéthat Vété-Congolo unter dem Begriff der Interoralität untersucht hat. Der Begriff bezeichnet den Prozess und das Resultat der Transformation und Verschmelzung vorgängiger oraler Texte zu neuen Texten mit eigenständigem symbolischem Gehalt. Su Ping bringt an dieser Stelle

die chinesische Diaspora zurück ins Spiel, indem sie Vété-Congolos Begriff zum Konzept einer ‚poetischen Interoralität‘ erweitert, um dann anhand von zwei Erzählbänden sinokaribischer Autorinnen – Jin Meiling (*The Song of the Boatwoman*) und Jan Lowe Shinebourne (*The Godmother and other Stories*) – nachzuzeichnen, wie die Hybridisierung und Kreolisierung oraler Traditionen im Medium der Literatur verschriftlicht und transformiert wird. Dabei wird deutlich, dass die sinokaribische Diaspora keineswegs eine homogene kulturelle Enklave innerhalb der ansonsten hybriden karibischen Nation bildet, sondern dass sie orale Traditionen und Formen ihres Heimatlandes mit lokalen Formen und Traditionen zu einer eigenständigen mündlichen Ausdrucksform verschmilzt, deren Evokation im Medium der Schrift die besondere literarische Qualität der beiden Erzählbände ausmacht. Bewirkt diese poetisch-interorale Erzählweise eine formal-ästhetische Eingemeindung der chinesischen Diaspora in die karibische Nation, so wird dieser Effekt explizit bestätigt und verstärkt durch zahlreiche Erzählungen, die die Landung der Zwangsarbeiter im 19. Jahrhundert, ihre Leiden und Erfahrungen der Unterdrückung sowie die Geschichte ihres sozio-ökonomischen Aufstiegs in den Handel dokumentieren. Literatur fungiert hier als semiotisch-historisches Gedächtnismedium einer diasporischen Identität, die nicht nur als Vollendung einer gewaltsam erzwungenen ersten Landung, sondern auch als Referenzhorizont für später folgende Bewegungen sekundärer Migration sinokaribischer Menschen in andere Länder fungieren kann: „The home she dreams of returning to is Guyana rather than China“, resümiert Su die schmerzhafteste Verlusterfahrung von Gladys, der Protagonistin einer Erzählung von Jin Meiling, die von Guyana nach England übersiedelt war.

Einen sehr speziellen Fall des Zusammenhangs von Landung und Semiose erörtert der Beitrag von Zhuang Wei. Nachdem geographisch und kulturell näher gelegene Fluchtländer wie die Schweiz, Großbritannien und die USA die Aufnahmequote für die vor dem nationalsozialistischen Terror fliehenden Menschen bereits stark reduziert hatten, betrachtete die Mehrzahl der jüdischen Emigranten, die in den 1930er und 40er Jahren von Deutschland, Österreich und Osteuropa nach Shanghai übergesiedelt waren, die aus eurozentrischer Perspektive am Rande der Welt gelegene chinesische Metropole als „Zufluchtsort der letzten Wahl“, zudem nicht einmal als „Aufenthaltsort“, sondern lediglich als lebensrettenden „Transitort“. Freilich erforderte es gerade die Entfernung Shanghais zum einen von Europa, zum anderen vom kulturellen Hintergrund und den biographischen Entwürfen der Geflüchteten, sich zu versichern, wo man eigentlich gelandet war. Hierzu dient ihnen, wie Zhuang in seiner gedächtnistheoretisch und kultursemiotisch informierten Untersuchung vorführt, wiederholt die Figur des Rikschafahrers als Ikone der kulturellen Verortung Shanghais und ihrer selbst. Für sie, die sich auf der Flucht vor dem nationalsozialistischen Zivilisationsbruch befanden, stellte die menschenunwürdige Behandlung und die soziale Schutzlosigkeit der Rikschafahrer immer wieder einen Faszinationspunkt dar: Soeben der unmenschlichen Behandlung durch die

Nazis, der sozialen Ausgrenzung als ‚Untermenschen‘ entronnen, erzeugte dieser Anblick einerseits Empathie, während er andererseits Befürchtungen wecken musste, aus einer barbarischen Gesellschaft in eine andere geflohen zu sein. Verstärkt wird diese Faszinationsbeziehung zwischen den jüdischen Immigranten und dem Rikschafahrer durch die materiellen Lebensbedingungen nach der Landung: Die miserablen hygienischen Verhältnisse im jüdischen Ghetto von Shanghai, der Nahrungsmangel und die schlechte medizinische Versorgung führten zu Unterernährung, Krankheit und einer hohen Sterberate. Diese Verdopplung des Landeplatzes in einen provisorischen und kaum bewohnbaren tatsächlichen und einen ersehnten, den Normen einer humanistisch begründeten Zivilisation entsprechenden (Australien, die USA, Europa nach der Zerschlagung des Dritten Reichs) bewirkt dann in den von Zhuang untersuchten Kommentaren zur Erscheinung des Rikschafahrers ein Oszillieren zwischen Schicksalsverwandtschaft (und einer Haltung der Solidarität) und humanistischer Zivilisationskritik (und einer Haltung der Fürsorge).

Wird in den drei bisher vorgestellten Beiträgen die Semiose als Supplement (Reflexion, Kritik, Vollendung) der Landung erörtert, so finden wir sie im Aufsatz von Benno Wagner zur Produktionsinstanz ermächtigt. Wagners Skizze zur poetologischen Produktivität der Diaspora-Problematik für das schriftstellerische Projekt Franz Kafkas verwendet als Kontrastfolie Philipp Theisohts fruchtbares Konzept der ‚urbaren Zeichen‘ als tragende Instanz des Zionismus nach Theodor Herzl. In seiner Lektüre politischer und literarischer Schriften löst Theisohn (2005) den Gegensatz zwischen dem als vor- oder gegenmoderner Akt der Landnahme (Reterritorialisierung) verorteten Zionismus und den deterritorialisierenden Tendenzen der Moderne auf, indem er Letztere als treibende Instanz der Errichtung eines modernen Judenstaats identifiziert. Durch den Zirkelschluss zwischen Ästhetik und Politik erzeugt der moderne Zionismus eine Serie von territorialen Repräsentationen, die ihr Raum-Werden und ihr Staat-Werden bereits in sich tragen, politisch-ästhetische Zeichen mithin, die die Materialisierung ihrer Signifikate betreiben oder gar zu bewirken vermögen. Ziel dieser nicht mehr durch Religion (re-ligio) gebundenen, sondern durch moderne Medien- und Verkehrstechnik entfesselten *creatio ex nihilo* ist freilich stets noch die Realisierung des ältesten Landungstraums, die Rückkehr des verstreuten jüdischen Volkes nach Israel. Um die Validität seiner These und zugleich das volle Potential dieses ‚poetischen Zionismus‘ zu belegen, bemüht sich Theisohn nun, einen deutsch-jüdischen Autor für den von ihm freigelegten Landungsdiskurs zu rekrutieren, der seit einem halben Jahrhundert vor allem als Speerspitze einer Ästhetik der Deterritorialisierung gelesen worden ist. Theisohts Versuch, Franz Kafkas Werk gleichsam als Großlabor für die Herstellung urbarer Zeichen zu lesen, setzt Wagner eine Lektüre entgegen, die sich der Ausrichtung der Zeichen auf die Herstellung eines Territoriums und die Errichtung eines Staates explizit verweigert. Indem er den Fokus von der Urbarkeit der Kafka’schen Zeichen auf ihre Hörbarkeit lenkt, d.h. von einem noch zu schaffenden Territorium

zurück auf den Vorrat der kulturellen Zeichen, auf die Serien von vorgängigen Texten, die in Kafkas radikal transtextueller Schreibweise aufgerufen werden, anklingen, mitreden, stellt Wagner diese Literatur vom Dienst an der nationalen Sache frei und verortet sie im Kontext der „Diaspora‘ Diaspora“, d.h. der von Rogers Brubaker (2005) diagnostizierten Situation einer globalen Verstreuung und Normalisierung von Diaspora-Situationen und -Narrativen. So verknüpft sich Kafkas erster großer Romanversuch, *Der Verschollene*, intertextuell aufs Engste mit der Bewegung von Hunderttausenden Menschen aus verschiedenen Ländern von Osteuropa nach Westeuropa, und von dort nach Amerika. Wie der Titel bereits ahnen lässt, lässt sich der Plot als experimentelle Anordnung gescheiterter Landungsversuche lesen, die den Protagonisten, einen von seiner Familie verstoßenen böhmischen Auswanderer, schließlich einem ungewissen Schicksal in einem als ‚Naturtheater von Oklahama‘ firmierenden Siedlungsprojekt entgegenreibt. In Wagners Lesart liegt der diasporapolitische Clou des Romans nun darin, dass das Naturtheater mit seinem Versprechen einer unbegrenzten sozialen Inklusion, einer sicheren und endgültigen Landung für alle, nicht nur die zentralen Verheißungen des modernen Zionismus, sondern ebenso, und häufig genug in derselben Textpassage, der Weltkriegspropaganda und der reichsdeutschen und österreichischen Sozialversicherung in seinen Plot der verfehlten Landungen hineinzieht. Dieser transtextuelle Effekt zielt demnach nicht darauf ab, die technischen und sozialen Errungenschaften der Moderne für die Überwindung der jüdischen Diaspora ins Feld zu führen, sondern darauf, die illusionären Verlockungen und die Gefahrenpotentiale eben dieser Moderne auszustellen. Wenn wir in Kafkas Werk einen Platz zum Landen suchen, dann finden wir ihn nur über die Signale seiner hörbaren, auf andere Stimmen verweisenden Zeichen, und, demzufolge, nur in der Literatur selbst.

Mit dieser Rückbiegung der Landung auf die Sprache selbst wäre unser ‚plötzlicher Spaziergang‘ durch das Zusammenspiel von Landung und Semi-ose wieder an seinem Ausgangs- und mithin Zielpunkt angelangt – wäre da nicht noch das unvollendete und emergente Projekt des Latour’schen *Manifests*. Wie bereits für Kafkas in der frühen Phase der ‚Diaspora‘ Diaspora angesiedeltes poetologisches Projekt einer Literatur als nicht auf zahlen-, sondern auf zeichenbasierter Kumulation von Fällen basierenden ‚Kulturversicherung‘ (Wagner 2010: 257) hat die von Latour für die Periode der Post-Diaspora, der durch den Klimawandel bewirkten globalen Migration angestrebte Landung im Terrestrischen ihren Ausgangspunkt zunächst in der Verwerfung aller im Narrativ der Moderne angebotenen Landungsoptionen. An die Stelle des vergeblichen Manövrierens zwischen den Attraktoren des Globalen, des Lokalen und des Extraterrestrischen (Mond, Mars usw.) tritt bei Latour die Suche nach einem Landeplatz in der für alle Lebewesen bewohnbaren ‚Kritischen Zone‘ unseres Planeten, nach „so etwas wie einer Karte der Positionen [...], die uns durch diese neue Landschaft aufgezwungen werden“ (Latour 2018: 10). Eine solche Karte wird nun keineswegs durch die Landschaft selbst diktiert; auch in Latours akteur-netz-

werktheoretisch reformuliertem Materialismus, auch in seiner Welt aus Quasi-Objekten und ihrer Gegenstand-Diskurs-Natur-Gesellschaft (Latour 1991: 144) spielt die Produktion von Zeichen, spielt Repräsentation eine unabdingbare Rolle. Freilich werden im terrestrischen Paradigma der Erzeugung, das nach Latour das modernistische Paradigma der Produktion abzulösen hat, nun auch andere Organismen in den Diskurs über die Landung einbezogen:

Ein Lebensterrain für einen Erdverbundenen zu definieren heißt, *aufzulisten*, was er für sein Überleben benötigt und was er folglich bereit ist, zu verteidigen, wenn es sein muss mit dem eigenen Leben. Das gilt für einen Wolf wie für eine Bakterie, für ein Unternehmen wie für einen Wald, für eine Gottheit wie für eine Familie (Latour 2018: 110; kursiv B.W.).

Eine solche Liste, vorgelegt von einem nichtmenschlichen Akteur, liefert uns etwa Kafkas späte Erzählung *Der Bau*. Hier berichtet ein maulwurfartiges Tier von seiner erfolgreichen Landung – „Ich habe den Bau eingerichtet und er scheint wohl gelungen“ (KKANII: 576) –, von den zahlreichen Vorzügen seiner Behausung und von seiner Bereitschaft, diese mit seinem Blut gegen imaginierte Eindringlinge aller Art – „arme Wanderer ohne Haus“ (KKANII: 580) – zu verteidigen. Demgegenüber zielt die von Latour vorgestellte Liste für eine Landung im Terrestrischen, für eine neue „Bindung“ der heimatlos gewordenen Modernen an den „Boden“ (Latour 2018: 107) auf genau zwei Änderungen: Erstens wird es eine Landung und Landnahme sein, die ohne den Bezug auf „nationale, regionale, ethnische, identitäre Grenzen“ (Latour 2018: 108) auszukommen hat – Einteilungen, die ja gerade das moderne Stummschalten der nichtmenschlichen Akteure voraussetzen. Und zweitens wäre die Stimme der nichtmenschlichen Akteure zu befreien aus der Welt der „altertümlichen Mythen, Fabeln und Märchen“ (Latour 2004: 62). An die Stelle der fiktional humanisierten Natur tritt in Latours „Parlament der Dinge“ (Latour 1991: 142) eine Reihe von „Mediatoren“ (wissenschaftliche Kontroversen, Laborapparate und Messverfahren), die den disziplinär definierten Welten „die Fähigkeit verleihen, zu schreiben oder sprechen“ (Latour 2004: 66). Hier ist nun nicht der Ort, um die theoretischen und politischen Implikationen einer Semiotik zu behandeln, die geeignet wäre, solche postdiasporischen und terrestrischen Landelisten in den (Be)griff zu bekommen. In jedem Falle aber mag das winzige und willkürliche Archiv der in diesem Heft folgenden Landungsberichte aus den Tagen der Diaspora andeuten, dass auch hier die Einsicht gilt, die Latours Gastlandbewohner gegenüber den ankommenden Fliehenden der Postdiaspora gewinnen: „Wie habt ihr es angestellt, Widerstand zu leisten und zu überleben? Das wäre doch gut, wenn auch wir das von euch lernen könnten“ (Latour 2018: 16).

Anmerkung

- 1 Anders als im Paratext erscheinen alphabetisierte chinesische Namen im Fließtext dieser Ausgabe grundsätzlich in der im Chinesischen einzig üblichen Form, also ‚Nachname – Vorname‘.

Literatur

- Kafka-Zitate nach Franz Kafka, Kritische Ausgabe der Schriften, Tagebücher, Briefe, ed. Jürgen Born, Gerhard Neumann, Malcolm Pasley und Jost Schillemeit, Frankfurt a.M.: S. Fischer 1982ff., mit folgenden Siglen für die herangezogenen Einzelbände: KKANII = Nachgelassene Schriften und Fragmente II, ed. Jost Schillemeit (1992); KKANI = Nachgelassene Schriften und Fragmente I, ed. Malcolm Pasley (1993).
- Brodersen, Kai (ed.) (2009). *I have a dream: große Reden von Perikles bis Barack Obama*. Darmstadt: Primus.
- Brubaker, Rogers (2005). The ‘diaspora’ diaspora. *Ethnic and Racial Studies* 28:1, 1–19.
- Latour, Bruno (1991). *We Have Never been Modern*. Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Latour, Bruno (2004). *The Politics of Nature. How to Bring the Sciences into Democracy*. Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Latour, Bruno (2018). *Das terrestrische Manifest*. Berlin: Suhrkamp.
- Rogers, Katie und Nicholas Fandos (2019). Trump Tells Congresswomen to ‚Go Back‘ to the Countries They Came From. *The New York Times*, July 14, 2019.
- Theisohn, Philipp (2005). *Die Urbarkeit der Zeichen. Zionismus und Literatur – eine andere Poetik der Moderne*. Stuttgart: Metzler.
- Wagner, Benno (2010). Beim Bau der chinesischen Mauer. In: *Kafka Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Ed. Manfred Engel und Bernd Auerochs. Stuttgart: Metzler, 250–259.
- Wittenstein, Barry (2019). *A Place to Land. Martin Luther King and the Speech That Inspired a Nation*. New York: Holiday House.

Prof. Dr. Benno Wagner
 Institute of German Culture, Zhejiang University
 Dong 6-203, Zijingang Campus
 866 Yuhangtang Road
 310058 Hangzhou
 People's Republic of China
 E-Mail: bennowagner@zju.edu.cn